

THEOLOGISCHE REVUE

119. Jahrgang

– Juni 2023 –

Hirblinger, Heiner: Paulus und Freud. Ein Diskurs über Religion, Gewalt und Unbewusstes in der Kultur. – Gießen: Psychosozial 2021. 392 S, brosch. € 49,90 ISBN: 978-3-8397-3055-9

Der vorliegende Bd. versucht die paulinische Theol. mit Hilfe der Triebanalyse Freuds zu verstehen. Dabei geht es dem Vf. um eine säkulare Wahrnehmung des christlichen Glaubens, die die Wahrheit der paulinischen Botschaft vom gnädigen Gott darin erkennt, dass sich in ihr eine Befreiung des menschlichen Geistes von der jüdischen „Vaterreligion“ vollzieht. Damit zeigen sich bereits die Eigenart und auch die Grenze dieses Zugangs zur Theol. des Paulus. Wenn Gott nicht nur – wie dem Judentum unterstellt – der himmlische Vater ist, sondern für das Christentum in der Gestalt des Sohnes begegnet, dann ist für den an Freud geschulten Blick ein ödipaler Konflikt nicht weit. Bereits hier drängt sich dem Rez. die Frage auf, ob eine solche Wahrnehmung des Verhältnisses von Judentum und Christentum nicht ihrerseits diejenigen zwangsneurotischen Züge trägt, die Freud der Religion zuweist.

Nun kann man gewiss nicht bestreiten, dass Paulus das jüdische Gesetz in genau derjenigen Weise als Fluch betrachtet, wie auch ein Über-Ich gerade im menschlichen Versuch, seinen Weisungen zu entsprechen, immer neue Schuldgefühle produziert. Und es ist in der Tat ein Kernstück paulinischer Theol., dass Gott den Sünder nicht erst aufgrund derjenigen Werke annimmt, die das „Gesetz“ von ihm verlangt. Die Rechtfertigungslehre sei darum „ein Kernstück der ‚Sohnesreligion‘“ (106). Indem also der Sohn die Unterwerfung unter die Autorität des Vaters überwinde, vollziehe sich diejenige Befreiung des Geistes, von der auch Freud in *Der Mann Mose und die monotheistische Religion* spreche. Man darf durchaus im Sinne des Vf.s hinzufügen: Wenn Paulus an die Gemeinde in Korinth schreibt, diese selbst sei ein Brief Christi (2 Kor 3,3), dann findet sich hier diejenige Freiheit des Geistes angesprochen, von der sehr viel später Schleiermacher sprach, wenn er meinte: „Nicht der hat Religion, der an eine heilige Schrift glaubt, sondern, welcher keiner bedarf, und wohl selbst eine machen könnte.“¹ Entsprechend zeigt der Vf. dann auch, auf welche Weise Luthers „Vaterkomplex“ den biographischen Zusammenhang bereitstellt, innerhalb dessen er über die paulinische Botschaft zu seiner Vorstellung von der „Freiheit eines Christenmenschen“ (269–271) gelangt.

Die Über-Ich-Fixierung der jüdischen „Vaterreligion“ zeigt sich für den Vf. in der Gestalt der Pharisäer. Deren Gesetzesgehorsam habe narzisstische Züge und hüte ängstlich durch partikuläre Abgrenzung seine Identität. Indem Paulus mit seiner Botschaft diese Partikularisierung überwinde, eröffne er zugleich ein Verständnis des jesuanischen Kreuzeschicksals (75f). Denn wer die ängstlich

¹ Friedrich SCHLEIERMACHER: Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern [1799], hier zitiert nach Stuttgart 1969 [= Reclam UB 8313-15], 82.

gepflegten Identitätsmarkierungen einer gesellschaftlichen oder religiösen Gruppe in Frage stellt, zieht in der Tat die von ihr in Frage gestellten Abgrenzungsmechanismen auf sich. Darin berührt der Vf. sich mit den Überlegungen von René Girard, auf den er sich mehrfach bezieht und der in seinen Analysen immer wieder gezeigt hat, wie soziale Identität sich über das „Opfer“ herstellt, in dessen Liquidierung eine Gemeinschaft ein positives Bewusstsein dessen gewinnt, wer oder was sie ist. Allerdings zeigt sich hier auch die eingangs angedeutete Grenze der vorliegenden Studie. Wer mit „Vater“ und „Sohn“ von vorneherein ödipale Konflikte assoziiert, muss sich fragen lassen, ob er nicht denjenigen pathologischen Blickverengungen ausgesetzt ist, die er anderen attestiert. Denn der Vf. formuliert durchgehend eine Reduktion des historischen Judentums auf den Pharisäismus. Und diesen reduziert er auf die ihm unterstellte Vaterzentrierung. V. a. entgeht ihm, dass Jesus von seinen Jüngern selbst in den Rang eines „Vaters“ erhoben wird, wenn diese sich darum streiten, in der Nachfolge der GröÙte zu sein oder beim himmlischen Gastmahl die Ehrenplätze zur Rechten und Linken Jesu einnehmen zu dürfen. Und genauso entgeht ihm, dass Jesus den Jüngern seinen eigenen „Vatermord“ prophezeit, wenn er feststellt, es sei gut für sie, dass er fortgehe, weil nur dann sein Geist zu dem ihren werde könne (Joh 16,7). Insofern ist der vom Vf. konstatierte vaterzentrierte Pharisäismus kein spezifisches Problem der Pharisäer. Er wirkt vielmehr in seiner Entlarvung fort, und wir finden ein markantes Beispiel für die von Freud so genannte „Wiederkehr des Verdrängten im Verdrängenden“ in der Erzählung vom fremden Wundertäter (Mk 9,38–41). Hier wird nämlich die Jesusnachfolge so sehr zu einer Identitätsbestimmung der Jünger, dass sie denjenigen, der im Namen Jesu Wunder tut, deshalb an seinem Tun hindern, weil er „uns“ nicht nachfolgt.

Bis hierhin lässt sich aus dem vorliegenden Werk ein beschränktes, aber in seinen Grenzen zunächst einmal nachvollziehbares Bewusstsein des paulinischen Gottesverständnis gewinnen, auch wenn es deutlich zum – teilweise auch weiterführenden – Widerspruch auffordert.

Im Übrigen präsentiert sich das vorliegende Werk jedoch vom Aufbau und von der sprachlichen Gestalt her in einer Form, in welcher der Leser oftmals die Orientierung verliert. Referierende und argumentierende Passagen sind häufig nicht zu unterscheiden. Mal sühnt Jesus am Kreuz den Gottesmord (58) bzw. den Vatermord (116f), dann wird er zu einem neuen Ödipus, der die Kraft des Vaters übereignet bekommt (102), so dass sich von ihm aus die „Konturen eines völlig neuen Verständnisses vom ödipalen Komplex“ (112) erschließt. Satzbau und Wortwahl sind oft verwirrend. Aus „Praxis“ wird „Praxeologie“, „Transzendenz“ und „Transzendentalität“ geraten durcheinander, und wo man üblicherweise von einem „Kontext“ sprechen würde, ist ständig von einem „Vertex“ die Rede. Wenn das vorliegende Werk nicht nur von denen rezipiert werden sollte, die ungefragt seine freudianischen Voraussetzungen teilen und in dem hier gepflegten Jargon zu Hause sind, hätte ihm eine leserfreundliche Überarbeitung gutgetan.

Über den Autor:

Gerd Neuhaus, Dr., apl. Professor für Fundamentaltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bochum (Gerd.Neuhaus@ruhr-uni-bochum.de)